

Laetitia Röckemann OP

Sr. Laetitia Röckemann OP war über 30 Jahre Provinz- und später Generalsekretärin der Dominikanerinnen von Bethanien in Venlo. Von 1997 bis 1999 nahm sie an der von der VOD initiierten Ausbildung zur Begleitung von Kapiteln und Veränderungsprozessen in Ordensgemeinschaften teil. Seit 2011 ist sie für diese Tätigkeit der Begleitung von ihrer Gemeinschaft frei gestellt. 2012 erlangte sie zudem an der FernUniversität Hagen den Abschluss „Master of Mediation“.



Laetitia Röckemann OP

Letzte werden Erste

Aspekte des Lebens von Ordensgemeinschaften auf dem Weg in die (vorläufige?) Vollendungsphase

In der Ordenskorrespondenz 1/2015 erschien mein Beitrag „Die Letzten lassen das Licht an“. Er befasste sich mit der Tatsache, dass viele Ordensgemeinschaften derzeit in die Vollendungsphase ihrer Geschichte eingetreten zu sein scheinen. Dabei ging es ausdrücklich um die Perspektive der Betroffenen selbst. Wie erleben sie diese Phase, in der das nahe Ende des eigenen Lebens mit der Vollendungsphase der Gemeinschaft zeitlich zusammenfällt? Wie können sie versuchen, darin zu bestehen? Die positiven Reaktionen auf diesen Text führten inzwischen zu einem Weiterdenken in der angeschnittenen Thematik. Daraus ergaben sich folgende

Schwerpunkte: 1. Dreifache Freiheit – 2. Der letzte Auftrag heißt Versöhnung – 3. Wie leben die Letzten? – 4. Zusammenfassung: Das Buch und die Siegel.

1. Dreifache Freiheit

Viel Zustimmung aufgrund der eigenen Erfahrungen erfuhr das Plädoyer für das *Einander-frei-lassen* in den alltäglichen Dingen des Zusammenlebens. Da jeder Mensch seine eigene Art hat, wie sich die körperlichen und geistigen Veränderungsprozesse im Alter vollziehen, gibt es keine Vergleichbarkeit. „Mit 80 Jahren kann man noch...“, oder: „kann man nicht mehr...“ sind zwei jener unre-

alistischen und theoretischen Sätze, die wir nicht gebrauchen sollten. Es lässt sich nur feststellen: „Du kannst noch..“, „Ich kann nicht mehr..“ und „Sr. NN fällt es immer schwerer..“

Es wäre gut, einander freizulassen, was unsere gegenseitigen Erwartungen und Ansprüche betrifft, was die alt hergebrachte Tagesordnung und klösterliche Gebräuche anbelangt und auch was die Verbindlichkeiten des Zusammenlebens betrifft. Damit wird nicht einer Regellosigkeit und Beliebigkeit das Wort geredet. Es geht ja um Ordensleute, die ein jahrzehntelanges Leben mit gemeinsamen Absprachen und Regelungen, mit gegenseitiger Rücksichtnahme und Einsatzbereitschaft hinter sich haben. Das alles wurde in vielen tausenden von Alltagen eingeübt und ist - wenn es gut lief - in Fleisch und Blut übergegangen. Wenn es nicht gut lief, ist es jetzt im Alter wohl zu spät, sich um gute Gewohnheiten zu mühen.

Während in den frühen Jahren des Ordenslebens all diese gemeinschaftlichen Notwendigkeiten eingeübt und in den mittleren Jahren in Treue gepflegt wurden, beinhalten die späten Ordensjahre, dass man ganz selbstverständlich „tut, was man kann“. Das Vertrauen, dass eine jede, ein jeder tut, was sie bzw. er kann, könnten wir einander nach einem langen gemeinsamen Leben wohl schenken. Doch darüber hinaus entlastet es auch ganz ungemein, wenn man den anderen die Verantwortung für ihr Verhalten ganz ausdrücklich überlässt. Damit schließt sich eine weitere Form der Freiheit an: die „*Freiheit von*“, das viel besprochene Loslassen, von dem die Ordensgelübde ebenso wie die Mystiker sprechen. Im Alter kommen außer der angedeuteten Sozialkontrolle noch

weitere Aspekte dessen hinzu, was man loslassen kann, soll und darf.

Wir Menschen möchten so gerne wissen, was es gebracht hat – unser Einsatz, unsere Bemühungen, unser Dienst, ja, unser Leben. Alten Menschen wird bei der Frage vermutlich die allgemeine Lebenserfahrung in den Sinn kommen, dass man das sowieso nicht ermessen kann. Manchmal bewirken wir durch einen Nebensatz, an den wir uns später nicht mehr erinnern können, bei jemandem das entscheidende Nachdenken, das dann alles verändert.

Die allgemeine Lebenserfahrung, dass man oft gar nicht weiß, womit man einem anderen etwas gegeben hat, ist die Entsprechung zu dem Grundsatz, dass man geistliche Wirksamkeit nicht „machen“ kann. Man kann sich bemühen, aber ob man etwas erreicht, das ist von vielen und für den Betreffenden selbst unzugänglichen Faktoren abhängig. Je älter man wird, umso öfter hat man das schon erfahren. Man tröstet sich damit, seinem Gewissen zu folgen und sich frei zu machen von den Reaktionen der Umgebung. Dies ist keine Vertröstung sondern eine wirklich tröstende Lebenseinstellung. Das eigentlich Wichtige, das von Gott angerührte Gemüt, die im Glauben gegründete Überzeugung, gibt die Richtung an und Zweitrangiges soll dabei nicht beeinträchtigen. Dies alles ist nicht neu, ja, es sind Allgemeinplätze. Neu ist allerdings jedes Mal im Leben die Situation, in der das Bestreben, Zweitrangiges zu lassen und ganz auf Gott ausgerichtet zu sein, gefordert wird und Gestalt annehmen muss.

Die Situation der alternden Gemeinschaft, die stets kleiner und immer mehr mit Krankheiten, körperlichen und geistigen Einschränkungen konfrontiert



wird, ist neu in unserem geschichtlichen Erfahrungshorizont. In früheren Jahrzehnten gab es auch Schwestern und Brüder, die – zum Teil erhebliche – Altersbeschwerden und schlimme Krankheiten hatten. Nun aber ist es nicht mehr nur eine individuelle Situation, sondern in gewissem Sinne eine gemeinschaftliche. Durch das Nachlassen der Kräfte bei vielen werden die Anforderungen an jede(n) Einzelne(n) der noch Vitalen größer. Diese Erfahrung ist für uns ordensgeschichtlich neu, anstrengend, vielleicht enttäuschend und jedenfalls herausfordernd.

Zum Glück haben die meisten noch die Möglichkeit, ihr Ordensleben in Gemeinschaft der eigenen Mitbrüder bzw. -schwestern zu leben. Und genau hier steigt ein neuer Aspekt auf: Weil sie ins Ganze einbezogen bleiben, gehen die Gedanken gewöhnlich einfach weiter. Man kann nicht darauf verzichten, mitzudenken, weiterzudenken, „sich Gedanken zu machen“. Und das führt in der derzeitigen Situation sozusagen ganz von alleine dazu, dass man sich Sorgen macht. Ängste steigen auf „Wie soll das alles werden? Wie soll das weitergehen?“ Man muss kein Pessimist sein, um solche Gedanken zu haben. Von jenen, die nicht die Verantwortung für anstehende Entscheidungen tragen, ist dann – auch und gerade, wenn sie früher zu den Entscheidungsträgern gehörten – eine *alte Askese in neuer Gestalt* gefordert: Sich *frei machen* von den bedrängenden Gedanken an die Zukunft, damit man *frei wird für* den Augenblick, für das, was jetzt gerade ist. Das heißt nicht, dass man kein Interesse mehr an den Entwicklungen hat, doch diese brauchen einen nicht zu belasten.

Das, was jetzt gerade ist, wird mit dem Alter immer gewichtiger. Man erlebt das oft bei älteren Menschen: Was früher eine Kleinigkeit war, die man nebenher erledigte, braucht jetzt Zeit und Überlegung. Man hat nicht mehr so viele Lebenstage vor sich, so dass ein jeder mehr Gewicht bekommt. Der Augenblick, der heutige Tag, wird anders empfunden als zu der Zeit, als man auf lange Sicht plante. Die ganze geistige und geistliche Kraft ist im Hier und Jetzt gefordert. Dafür muss man frei sein, unbelastet von Dingen, auf die man keinen Einfluss (mehr) hat, mit denen man sich nicht befassen muss, für die man aber weiterhin wohlwollendes Interesse behält. Eine Besinnungsfrage könnte lauten: Was ist problematisch und was hilfreich, damit ich mein Frei-sein-von und mein Frei-sein-für geistlich und in der Gemeinschaft fruchtbar leben kann?

Ein weiteres Stichwort ist die *Lebenshingabe*. Sie steht im Zusammenhang mit der Berufung, die wir Ordensleute empfangen und als freies Geschenk erfahren haben. Unsere Hingabe in der Profess war die Antwort auf das, was uns in der Berufung ohne unser Zutun widerfahren ist. Auch die Lebenshingabe selbst bekommt im Alter ein anderes Gesicht durch die Veränderungen in der einzelnen Person und in der durchschnittlich alten Gemeinschaft. Früher realisierte sich die Hingabe in der Arbeit, im Einsatz an dem je eigenen Arbeitsplatz und im Bemühen, den Auftrag der Gemeinschaft möglichst gut und umsichtig zu erfüllen. Je mehr die persönlichen Kräfte eingeschränkt werden, desto mehr schränkt sich auch der Auftrag ein. Man versucht nach wie vor, sein Bestes zu geben und sich ein-

zusetzen. Aber es ist natürlich anders als früher. Das kann leicht zu Traurigkeit führen und schmerzen.

Jene Ordensleute, denen es gelingt, *sich frei zu machen von diesen einschränkenden und trüben Gedanken*, sind frei und ausgeglichen. Sie können ihre Kräfte ganz für das einsetzen, was heute ansteht. Beispielsweise: die volle Aufmerksamkeit in einem Gespräch, die mitfühlende Anteilnahme am Leben eines anderen, das ungestörte Verweilen vor dem Herrn – nicht nur in der Kapelle, sondern auch beim Spaziergang, im eigenen Zimmer, beim Anhören von Musik. Wenn es gelingt, sich frei zu machen von der drückenden Last, die man fühlt, da man sieht, was alles getan werden müsste und was man selbst nicht mehr kann, dann entsteht ein Freiraum, für das, was jetzt „dran“ und möglich ist. Sich von einer Last frei zu machen, die man fühlt – auch wenn man sie objektiv gesehen, nicht (mehr) tragen muss – ist eine geistliche Aufgabe und ein geistlicher Prozess, nicht nur ein psychologischer, denn wir machen uns frei, indem wir die Last in Gottes Hände legen, an IHN abgeben.

Es hat mit Demut zu tun, die Lebenshingabe unter den einschränkenden Bedingungen des Alters als dieselbe Hingabe zu leben wie in den Jahren der Kraft. Wenn man sein Leben gibt, dann immer das Ganze, und das hat vor Gott immer das gleiche Gewicht. Meine persönliche Meinung ist, dass *Demut im vollen Sinne erst eine Tugend des Alters* sein kann, auch wenn man sie ein Leben lang üben sollte. Demut bedeutet, richtig zu verstehen, wie relativ alles ist, auch das eigene Leben, das eigene Tun, das geistige und körperliche Vermögen, ja sogar die jeweilige Art die eigene

Ordensberufung zu leben. Das kann man wohl erst richtig verstehen, wenn man viel Lebenserfahrung gesammelt hat.

Im Alter werden uns die großen Sprünge, die großen Taten und wichtigen Pläne versagt. Wenn wir nicht selbst bescheiden sind, so werden wir durch den Alterungsprozess bescheiden (gemacht). Das wirft uns zurück auf die wichtige Lebensfrage: Was möchte ich, das Gott zu mir sagt mit dem Blick auf mein Leben, wenn ich demnächst vor IHM stehe?

2. Der letzte Auftrag heißt Versöhnung

Das Thema „Versöhnung“ ist ein lebenslanges. Die Frage „Was heißt überhaupt Versöhnung?“ begleitet Menschen – wohl speziell Ordensleute – ständig. Versöhnung bedeutet, schlicht ausgedrückt, dass „alles wieder gut ist“. Das beinhaltet natürlich, dass etwas oder sogar vieles nicht gut war. Nicht immer weiß man das und nicht immer weiß man, *was* nicht gut war bzw. ist. Aber unerlässlich ist doch, dass man ein Empfinden bzw. Bewusstsein dafür hat, dass etwas nicht in Ordnung ist und deshalb wieder gerichtet, in Ordnung gebracht werden muss. Ansonsten kann man nicht von Versöhnung sprechen.

Versöhnung ist ein dialogisches Geschehen und hat zur Voraussetzung, dass beide Partner wollen, dass es wieder gut sein möge. Ob das In-Ordnung-bringen dann auch tatsächlich gelingt, steht auf einem ganz anderen Blatt. Notwendig ist aber doch der Wunsch danach. Man könnte es so sagen: Versöhnung verlangt den Wunsch danach,

dass es wieder gut sein bzw. werden möge. Und: Versöhnung ist das, was den Wunsch danach, dass es „wieder gut ist“ beantwortet.

Mit wem oder was man sich versöhnen kann oder gar muss, ist vielschichtig. Fast alles kann im Leben eines Menschen und erst recht in dem einer Gruppe oder Gemeinschaft nicht gut, nicht in Ordnung sein. Im Unterschied zur Versöhnung mit Personen, muss man wohl von *Aussöhnen* sprechen, wenn es um Gegebenheiten geht, insbesondere solche, die niemandem angelastet werden können.

- Die Gesundheit bzw. die körperliche und geistige Kondition kann nicht gut sein. Dazu gehören auch die Begabungen und auch die mangelnden Gaben.
- Der Arbeitsplatz, die Aufgabe, der Verantwortungsbereich können nicht gut sein, einschließlich der Vorgesetzten und Untergebenen.
- Der eigene Lebensweg und das eigene Geworden-sein können als nicht gut erfahren werden - ebenso natürlich auch die Geschichte und Entwicklung einer Gemeinschaft.
- Die eigene Herkunft, die Ursprungsfamilie, Vater und Mutter, der Start ins Leben, die Umstände und vieles mehr können als mangelhaft empfunden werden - eine Thematik die im Alter wieder stärker hervortreten kann.
- In einer Ordensgemeinschaft geben die allgemeinen Prozesse gelegentlich zu tragen auf: Kapitelsentscheidungen, die nicht nachvollzogen werden können; Planungen von Vorgesetzten, die einem unverständlich sind; menschliche Konstellationen in Konventen, die problematisch sind usw.

- Neben den Entwicklungen, auf die Menschen Einfluss haben, erleben wir heute in den Ordensgemeinschaften vieles als nicht gut, wofür niemand wirklich verantwortlich zu machen ist: weniger bis keine Eintritte, nachlassende Kräfte, Mangel an Mitgliedern zur Fortsetzung der Werke bis hin zur Aufgabe der Werke, Mangel an Schwestern oder Brüdern für die ordensinternen Aufgaben bis hin selbst zu den Leitungsaufgaben der Gemeinschaft!

Dies alles, was als nicht gut erfahren wird, bedarf der Versöhnung in dem Sinne, dass das Nicht-Gute nicht mehr im Vordergrund des Erlebens und der Erinnerung steht, sondern dass die im Glauben verankerte Möglichkeit, dass auch durch das Nicht-Gute hindurch Gutes sich realisieren kann, sichtbar wird. Diese Möglichkeit bewusst einzuräumen, ist ein anspruchsvoller religiöser Akt. Gerade älteren Menschen, die von der Hektik des Alltags befreit sind, kommen häufig Situationen, Begegnungen, Geschehnisse in den Sinn, die der Heilung, des Gut-werdens, der Versöhnung bedürfen. Es erfordert Mut, sich dem zu stellen.

Bei vielem, was als nicht gut erlebt wird, z.B. in der eigenen Lebensgeschichte, sagen manche „So war es nun mal, daran ist nichts mehr zu machen!“ Doch Versöhnung ist nicht nur da fällig, wo man selbst etwas machen, ausbessern oder neu ausrichten kann. Versöhnung in Angelegenheiten, an denen nichts mehr zu ändern ist, besteht in der Annahme, in der Akzeptanz des Gegebenen. Akzeptanz bedeutet nicht nur hinnehmen, sondern Bejahen dessen, was ist – als Teil der Realität. Wenn man auf viele Lebensjahre und viel Lebens-

erfahrung zurücksehen kann, gibt es immer mehr, von dem man sagen muss: „So war es nun mal, es ist nichts mehr dran zu machen!“ Das kann man sagen in einer bedauernden und resignativen Haltung oder in dem *Bewusstsein, dass Gott größer ist als unser Herz*, und dass ER aus diesem Unguten und oft Unverständlichen doch ein sinnvolles Ganzes werden lassen kann. Diese Einstellung erfordert, die eigenen Vorstellungen, wie es denn gut und richtig wäre, loszulassen und auf die eigenen Verbesserungswünsche zu verzichten.

Im Laufe eines langen Ordenslebens kommt es immer mal wieder zu Situationen mit Mitschwestern, Mitarbeitern, den unserer Sorge Anvertrauten, die nicht gut und *versöhnungsbedürftig* sind. Nicht immer ist das möglich: Vielleicht lebt das Gegenüber von damals nicht mehr oder ist in einem Zustand, der eine Aussprache nicht zulässt. Oder die Person ist ganz der Reichweite entschwunden. Versöhnung ist auch außerhalb des direkten dialogischen Geschehens in dem Sinne möglich, dass man der anderen Person innerlich in Zukunft nichts nachträgt, ihr nichts Übles gönnt und wohlwollend für sie betet, dass es für sie gut sein möge. Versöhnung in einem solchen Falle erfordert aber auch, dass man die verletzte Situation – gleichviel ob man selbst verletzt wurde oder verletzt hat – als ein Stück der eigenen Lebensgeschichte annimmt als „zu mir gehörig“ und dann das Leiden an dieser Erfahrung in Gottes Hände ablegt. Es ist menschlich und vielleicht realistisch, wenn man sich wünscht, mit der betreffenden Person nicht mehr zusammenzutreffen. Das kann sogar ein berechtigter Schutz vor weiterem Unheil sein, das man sich bei

einer erneuten Begegnung gegenseitig antun könnte. Warum sollte man, mit jemanden, mit dem es richtig geknirscht hat und wo keine Auflösung der Problematik in Sicht ist, Umgang suchen. Wohl aber ist eine Grundhaltung der Versöhnlichkeit gefordert, dieser Person keine Steine in den Weg zu legen, sich soweit eben möglich der spitzen Bemerkungen zu enthalten und sie ungestört ihrer Wege gehen zu lassen – nicht zuletzt deshalb, damit auch sie einen selbst ebenfalls ungestört die eigenen Wege gehen lässt.

Autoreninfo

Die genauen Angaben zur Autorin finden Sie in der gedruckten Ausgabe.

Bei vielem, was ungut war und woran andere Menschen verantwortlich beteiligt waren, bleibt immer noch die Möglichkeit der *Vergebung*; nämlich dann, wenn keine direkte Konfliktbearbeitung möglich ist oder man sich nicht mehr aussöhnen kann. Das ist eine menschlich und geistlich anspruchsvolle Aufgabe, die aber der betreffenden Person selbst innere Freiheit schenkt. Auch echte Vergebung im eigentlichen Sinne scheint dem höheren Lebensalter vorbehalten zu sein.

Versöhnung fordert Kraft und schenkt Kraft. Sie ist beides, das eigene Tun, der Akt, durch den man versucht, etwas wiedergutzumachen oder in die richtige Bahn zu bringen und Versöhnung/Vergebung ist auch dort, wo kein eigenes Tun möglich ist – im Sinne von Toleranz und Annahme, eben eine wohlwollende Akzeptanz dessen, was ist und



was nicht zu ändern ist. Versöhnung besteht manchmal vielleicht ganz einfach im Ruhen-lassen des Konflikts und im Versuch, seiner Belebung weiträumig aus dem Wege zu gehen. Versöhnung hat zur Voraussetzung und auch zum Ergebnis, dass man sich in seiner Relativität erkennt, was eine andere Umschreibung für Demut ist. *Versöhnung verlangt Demut und führt zur Demut.*

Eine andere Wirkung von Versöhnung ist innere Ruhe: Man kann es aufgeben, darüber nachzutrübeln, was wie verbessert oder wieder gut sein könnte. Nicht, als wenn einem alles egal sein dürfte. Aber die quälende Frage „Was muss ich tun?“ darf abebben. Auch das ist eine Gabe des Alters, aber auch eine Notwendigkeit, um in Frieden mit sich und der Umgebung alt zu werden.

Versöhnung, Versöhnlichkeit wirkt sich innerhalb des Zusammenlebens u.a. dadurch aus, dass man fünf gerade sein lassen kann. Damit ist eine gewisse wohlwollende Großzügigkeit im Umgang miteinander gemeint; der Verzicht darauf, allzu enge Maßstäbe anzulegen an sich selbst und an andere.

Versöhnung wendet die Blickrichtung: weg von der Fixierung auf das, was war, hin auf das, was ist, vielleicht auch hin auf das, was kommt. In diesem Sinne schenkt Versöhnung ein Stück Freiheit, selbst in der durch Alterung äußerlich stets mehr eingegrenzten Situation. Wenn es gelingt, einiges von dem, was nicht gut war/ist, in einem wohlwollenden Akt der Annahme seiner bedrängenden Kraft zu berauben, dann gewinnt man Kraft: alle Energie, die bisher gebunden war durch das Ungute, wird frei für anderes und das ist gerade im Alter nötig.

Wenn die These „Der letzte Auftrag heißt Versöhnung.“ lautet, dann deshalb, weil dieser Auftrag der anspruchsvollste und schwierigste von allen ist. Versöhnung steht nicht am Anfang, sie ist eine Gnade des Endes, der Vollendung. Versöhnung/Vergebung ist deshalb der letzte Auftrag, *jener für die Spätphase des Lebens, weil er erst dann im vollen Umfang möglich ist.* In jungen Jahren wird geplant, entwickelt, aufgebaut, verändert und verbessert. Erst in den späten Jahren erlaubt der Rückblick eine Art vorsichtige Bilanz. Das geht erst, wenn man auf einen längeren Lebensweg zurücksehen kann. Das gilt für einzelne ebenso wie für Gemeinschaften!

In den Anfangsjahren der Kongregation ging es darum, die Zukunft zu gestalten im Sinne des Charismas und Sendungsauftrags. In den späten Jahren, in der Vollendungsphase der Gemeinschaft, geht es darum, zu sehen, was war, was man der Welt, den Menschen, der Umgebung und der Kirche gegeben hat, und was man zurücklässt, wenn alle gegangen sein werden.

- Wenn man sagt „Wir möchten, dass es gut ist, was wir zurücklassen.“ dann ist das genau jene Sehnsucht, die die Voraussetzung für Versöhnung ist.
- Versöhnung ist das, was den Wunsch danach beantwortet, dass es „gut sein bzw. werden möge“, also das, was wir letztendlich – für das Ende – wollen.
- Versöhnung ist die Annahme und Akzeptanz dessen, was nun mal ist, wie es ist und nicht mehr grundlegend zu ändern ist. Sie ist neben und über das Tun hinaus eine wohlwollende, demütige und auf Gott ausbli-

ckende Haltung, die damit rechnet, dass Gott gerade schreibt auf unseren krummen Lebenslinien.

- Versöhnung ist der letzte und der schwerste Auftrag und so lange wir leben bleiben wir Unvollendete, die sich mühen und immer wieder neu merken, wie schwierig es ist, sich mit sich, mit seinem Leben, seiner Umgebung, gewissen Menschen und den Gegebenheiten auszusöhnen (nicht, sich abzufinden, denn das ist resignativ und klingt traurig!).

3. Wie leben die Letzten?

Der Beitrag „Die Letzten lassen das Licht an“ handelte von Ordensleuten in Seniorenhäusern. Gewiss ist vieles übertragbar auf die heute überall anzutreffenden Kommunen mit zumeist alten Brüdern oder Schwestern. Doch anders als in den Seniorenhäusern, gibt es in vielen Gemeinschaften noch einige „versprengte“ Jüngere zwischen 40 und 60 Jahren. Sie stehen gewöhnlich voll in der Arbeit, haben neben ihrem eigentlichen Dienst noch ein gerütteltes Maß an ehrenamtlichem Engagement, Pflichten innerhalb der eigenen Hausgemeinschaft, ganz zu schweigen von den zahlreichen spontan geleisteten Hilfsdiensten bei den älteren Mitbrüdern bzw. Mitschwestern.

Je kleiner die Ordensgemeinschaft ist, umso eher sind die Jüngeren „im Blick“. Bei großen Mutterhäusern oder Provinzen mit mehr als 100 Mitgliedern kann es geschehen, dass die Jüngeren – im Zeitbudget oder gar im Bewusstsein der Leitung – weniger Aufmerksamkeit genießen als die stets drängender werdenden Probleme der Gruppe der Hilfs- und Pflegebedürftigen.

Die noch jüngeren Mitglieder sind die Hoffnung – und oft auch der Stolz – der Gemeinschaft. Natürlich ist es falsch zu sagen „Ihr seid unsere Zukunft!“, denn sie sind ja heute schon (und zumeist schon seit Jahren!) diejenigen, „an denen vieles hängt“ im alltäglichen Ablauf des Gemeinschaftslebens. Sie werden nach menschlichem Ermessen diejenigen sein, die „übrigbleiben“, wenn die meisten Kommunitätsmitglieder bereits in die Ewigkeit heimgegangen sind.

Die Haltung der Älteren diesen wenigen Jüngeren gegenüber ist ambivalent – wie das wohl immer zwischen den Generationen der Fall war, doch wiegt das heute wegen des zahlenmäßigen Ungleichgewichts schwerer. Einerseits wird die Leistung und Hilfsbereitschaft der „Jungen“ gelobt und anerkannt. Andererseits werden sie, oft wort- und mienreich, vermisst bei gemeinsamen Mahlzeiten, gemeinschaftlichen Treffen, an denen sie wegen ihrer Dienstpflichten nicht teilnehmen können. Das bedrückt sie. Einerseits hat man Respekt und auch Mitleid mit ihnen wegen des Leistungsdrucks und Stresses im heutigen Arbeitsleben. Andererseits tun sich immer neue Aufgaben auf, die auch noch getan werden müssen und die oft genug dann den Jüngeren überlassen bleiben.

Gelegentlich hört man die Klage der in die Jahre gekommenen Mitglieder der 68er-Generation: „Die Jungen heute sind ganz anders! Wir wollten erneuern und verändern. Sie wollen bewahren und ihre Ruhe haben.“ Und gleichzeitig beängstigt die Älteren die Vorstellung, dass das, was ihrem Leben Sinn und Inhalt gegeben hat, verloren gehen könnte. Selten macht man sich klar: Es ist die Aufgabe dieser Jüngeren, das zu bewahren! Wer sonst sollte es tun?

Noch wichtiger: Eigentlich ist die Quadratur des Kreises von ihnen verlangt, denn wenn sie wirksam Wertvolles bewahren wollen, so werden sie angesichts der gegebenen Umstände eine grundlegende Umgestaltung vornehmen müssen. Ob sie darauf gefasst sind und dafür auf die nötige Unterstützung durch die Älteren rechnen können? Wie könnte das aussehen? Niemand weiß derzeit den Weg.

Der Alltag der Jüngeren kennt eine Palette von konkreten Fragen, ja Ängsten, die den Älteren fremd sind; z.B. die Angst davor, in einer stets kleiner werdenden Gruppe von Schwestern zu leben, die alle im Laufe der Lebensjahre ihre Eigenheiten und Lästigkeiten entwickelt haben, die das Zusammenleben prägen. Nicht nur, dass das Gemeinschaftsleben immer anspruchsvoller und anstrengender wird, je kleiner die Gruppe ist, es stellt sich auch die (bange) Frage „Wer sind die, mit denen ich dann zusammenleben werde?“ Die Aussicht, dass es möglicherweise gerade jene sind, mit denen es heute schon schwierig ist auszukommen, oder die, die eine ganz andere Auffassung vom Ordensleben haben, oder jene, wo „die Chemie ganz einfach nicht stimmt“ – diese Aussicht oder Befürchtung kann sehr belasten und heute schon lähmend wirken.

Bei den vitalen Brüdern und Schwestern, die derzeit die Lasten tragen, ist gelegentlich ein bewusstes - häufiger wohl noch ein unbewusstes - Verschließen der Augen vor dem wahrzunehmen, was sie erwartet, wenn sie selbst alt, hilfs- und pflegebedürftig werden. Man versucht, sich auf das Jetzt und seine Aufgaben zu konzentrieren und den Gedanken an die je persönliche Zukunft „aus dem Alltag herauszuhalten“. Das

ermöglicht, die begrenzten Kräfte voll einzusetzen für das, was jetzt zu tun ansteht. Warum sich mit Unabsehbarem beschäftigen? Dies ist durchaus keine schlechte Überlebensstrategie.

Diese heute noch relativ Jüngeren werden vermutlich die „Letzten“ sein, sofern nicht – was ja prinzipiell nicht einfach auszuschließen ist – wieder ein neuer Aufschwung kommt. Ob dieser neue Aufschwung kommt, wird sicher nicht unwesentlich davon abhängen, wie diese, die man heute als die „Letzten“ einschätzt, leben werden. Über ihr Leben nachzudenken ist der Mühe wert – nicht nur wegen dieser Schwestern und Brüder selbst, sondern auch wegen der einladenden oder abstoßenden Wirkung, die es auf potentielle neue Mitglieder ausüben wird.

Bedenken kann man die Gegebenheiten, die heute schon absehbar sind². Wann werden wir voraussichtlich wie viele sein und welche Wohnmöglichkeiten und wieviel Geld haben diese dann nötig. Die weiteren Fragen sind aber bereits personengebunden und müssen weitgehend der konkreten Entwicklung und der Entscheidung der dann Betroffenen überlassen werden, z. B.: Wie gestalten wir konkret unser Zusammenleben, Tagesablauf, Verbindlichkeiten und persönliche Freiheiten? Was kann die Gruppe gemeinsam tun und was sind die individuellen Aufgaben?

Es erfordert ein kluges Abwägen dessen, was heute entschieden werden muss, um von den Entwicklungen nicht überrollt zu werden. Gleichzeitig ist eine offene Kommunikation unter denen erforderlich, die vermutlich die Letzten sein werden – eben gerade auch in der Hoffnung, dass sie nicht alleine bleiben und tatsächlich die Letzten, sondern

demnächst die Ersten einer neuen Entwicklung sein werden.

4. Zusammenfassung – Das Buch und die Siegel

Jede Generation fügt, so sagt man, dem Buch der Kirchen- und Ordensgeschichte ein neues Kapitel hinzu. In den letzten Jahrzehnten ist allerdings etwas geschehen, das eher wie die Versiegelung oder vielleicht sogar Besiegelung der bisherigen Ordensgeschichte oder -geschichten anmutet. Große und schier unbeantwortbare Fragen stellen sich.

Beim fünften Ordenssymposium in Valendar forderte Sr. Nicole Grochowina zur Einführung in die Thematik die Mitglieder des Arbeitskreises Ordenstheologie auf, sich vorzustellen und die „sehr einfache Frage“ zu beantworten: Was ist normales Ordensleben? Diese Frage treibt auch mich – nicht erst seit dem Symposium – um, und anders als bei den Mitgliedern des AK Ordenstheologie ist meine Antwort nicht spontan, wohl aber ebenfalls eine Metapher und vielleicht plakativ. Meine Umschreibung des heutigen normalen Ordenslebens lautet: Es ist ein Buch mit Siegeln³. Im Folgenden werden mehrere Situationen umschrieben, die „Siegelfragen“ auslösen, Fragen, die für den/die Handelnde(n) von eminenter Bedeutung sind, um den Weg weitergehen zu können.

Das erste Siegel wird hervorgerufen durch die seit langem zu konstatierende und zunehmende *Überalterung und gesellschaftliche Veränderung*. Die meisten Gemeinschaften mussten aufgrund von Mangel an Ordenspersonal ihre Einrichtungen bzw. Werke abgeben. Das hat Rückwirkungen auf die Gemeinschaften selbst und ihre Identität. Daher lautet

die *1. Siegelfrage*: Was tun wir und wer sind wir nach der Abgabe (Aufgabe) unseres traditionellen Apostolates?

Das zweite Siegel erwächst aus dem *mangelnden Nachwuchs*. In den letzten Jahrzehnten traten immer weniger Frauen und Männer in die Ordensgemeinschaften ein. Gleichzeitig riss der Faden der Austritte nicht ab. Interessentinnen und Interessenten, die den Weg zu einer Gemeinschaft finden, wagen immer seltener den Eintritt. Die *2. Siegelfrage* lautete: Wieso ist unser Lebensentwurf der Ganzhingabe an Gott, die Gemeinschaft und ihren Dienst heute so wenig anziehend?

Ein drittes Siegel gründet sich auf den *allgemeinen Kräftenachlass* und (Fach-)Kompetenzmangel. Immer häufiger fehlt es an Ordensleuten, die für die eigene Verwaltung, Finanzgeschäfte und Immobilien verantwortlich zeichnen können. Es „gehen die eigenen Leute aus“⁴, um die Leitungspositionen auch in den seinerzeit von der Gemeinschaft gegründeten, inzwischen strukturell eigenständigen Apostolatswerken sowie den Gremien der Trägerverantwortung zu besetzen. Somit ergibt sich als *3. Siegelfrage*: Wie wird der Geist unserer Gründerinnen und Gründer in den von uns errichteten Werken lebendig erhalten und tradiert?

Das vierte Siegel verweist auf eine besonders bittere Realität. Es finden zwar nach wie vor Wahlen für die Ordensleitung⁵ auf den Kapiteln statt, aber *man hat keine Wahl mehr*. Man ist froh, wenn jemand bereit ist, die Last für die kommenden Jahre auf sich zu nehmen. Daraus ergeben sich als *4. Siegelfrage* gleich mehrere weiterführende: Wird es uns ergehen wie vielen alten Menschen in unserer Gesellschaft, dass andere

über uns bestimmen, wenn wir selbst es nicht mehr können? Wer wird das dann sein, und können wir (noch) Einfluss darauf nehmen, wer es sein wird? Und wie machen wir das?

Bei den schon genannten schwerwiegenden Themenpaketen mit ihren heiklen Siegelfragen ist es verständlich, dass das fünfte Siegel als solches oft kaum wahrgenommen bzw. nicht ausdrücklich thematisiert wird. Fast überall gibt es einige *Schwestern oder Brüder, um oder unter 50 Jahren*, die sog. „Jungen“. Ihre Gleichaltrigen in der Gesellschaft sind die jungen Großmütter/-väter, die sich mit der Planung bzw. Gestaltung der zweiten Lebenshälfte befassen. In den Ordensgemeinschaften ist man froh, diese Brüder und Schwestern zu haben, die noch lange „den Karren werden ziehen können“. Umso härter trifft es, wenn sie durch Unfall, Krankheit oder Austritt „vorzeitig“ ausfallen. Die 5. *Siegelfrage* stellt sich gleich in zwei Richtungen, nämlich zum einen an die Gemeinschaften und zum anderen an die Betroffenen selbst:

- Was können wir tun, damit unsere noch jüngeren Schwestern und Brüder auch in Zukunft ihre Berufung leben können, nämlich das, wofür sie seinerzeit eingetreten sind?
- Was können wir tun, die wir nach menschlichem Ermessen übrigbleiben, gemeinsam (!) übrigbleiben werden, um uns auf diese Situation einzustellen?

Es ist anzunehmen, dass sich außer den bereits sichtbaren Siegeln – vielleicht habe ich auch nicht alle identifiziert –, die sich auf die bisherige Ordensgeschichte gelegt haben, in den kommenden Jahren noch weitere zeigen und ihre unerbittlichen Fragen stellen werden.

Nun ist das „Buch mit den sieben Siegeln“ ein *biblisches Bild* aus der Offenbarung des Johannes. Im 5. und 6. Kapitel ist zu lesen, was es damit auf sich hat. Es beginnt dramatisch:

Ein gewaltiger Engel rief mit lauter Stimme: Wer ist würdig, die Buchrolle zu öffnen und ihre Siegel zu lösen? Aber niemand im Himmel, auf der Erde und unter der Erde konnte das Buch öffnen und es lesen. Da weinte ich sehr, weil niemand für würdig befunden wurde, das Buch zu öffnen und es zu lesen. Da sagte einer von den Ältesten zu mir: Weine nicht! Gesiegt hat der Löwe aus dem Stamm Juda, der Spross aus der Wurzel Davids; er kann das Buch lesen und seine sieben Siegel öffnen. (Off. 5, 2-5)

Im Weiteren folgt das großartige Canticum, das das Stundenbuch an jedem Dienstagabend in der Vesper vorsieht. Vielleicht gewinnen wir heute ein neues Verständnis für die Symbolik dieses Hymnus (Off 4,11; 5, 9,10,12). Dem Canticum folgt die symbolische „Beschreibung“, wie die ersten sechs Siegel geöffnet werden. Es überrascht, dass nach dem hoffnungsvoll stimmenden Hymnus nun Bilder folgen, die düstere und beängstigende Gefühle assoziierten. Man fühlt sich ratlos und wünscht sich für die eigenen Lebenssiegel wohl eher nicht deren Lösung, wenn damit das beschriebene Szenario verbunden sein muss. *Als das Lamm das siebte Siegel öffnete, trat im Himmel Stille ein, ... (Off. 8,1)* Am Ende steht die Vollendung – das ist die klare Verheißung, doch was dazwischen liegt, in der Phase des Zugehens auf die Vollendung, das bleibt ungewiss.

Wie kann man mit diesem biblischen Bild und seiner – vielleicht doch vor-schnellen? - Übertragung auf die augenblickliche Phase des Ordenslebens in Mitteleuropa leben? Immer, wenn sich die Sinnfrage stellt, empfiehlt es sich, *von der Warum-Frage abzurücken hin zur Wie-Frage*. So wird es Menschen in einer Lebenskrise empfohlen. Dies scheint auch für geistliche Gemeinschaften derzeit hilfreich zu sein. Die Warum-Frage ist nicht zu klären. Aber bewältigen können und müssen Ordensleute heute die Frage, wie sie in dieser Phase miteinander leben. Somit ist das, was jetzt ist, für uns Ordensleute – die Älteren wie die wenigen Jüngeren – der „Ernstfall“ der Berufung, ja des Lebens überhaupt: Ausgeliefert sein an das, was von uns selbst nur geringfügig beeinflussbar ist, und gleichzeitig doch mit Freude das Geschenk des Lebens Tag für Tag wahrnehmen, annehmen und soweit möglich auch genießen.

.....

- 1 Siehe Ordenskorrespondenz 1/2015, Sr. M. Diethilde Bövingloh „Herausforderungen, die eine zu Ende gehende Gemeinschaft zu bewältigen hat.“
- 2 Hier geht es vor allem um die Planungsprozesse der Provinz- bzw. Generalkapitel.
- 3 „Siegel“ bezeichnen in der Mythologie und den Märchen ein Hindernis auf dem Weg, das überwunden werden muss, indem eine schwere Aufgabe oder Frage gelöst wird.
- 4 „Wenn uns die eigenen Leute ausgehen – Modelle von Leitung in alternden Gemeinschaften: Fragen – Erfahrungen – Möglichkeiten – Infos“ so der Titel eines 2015 dreimal gut besuchten und 2016 erneut durchgeführten Workshops der DOK für Schwestern und Brüder in Ordensleitungen.
- 5 Die Besetzung der Leitungsgremien bleibt entscheidend, auch wenn die Relation zwischen Größe des Instituts und Größe der Leitung eine andere geworden ist. Zudem haben sich die Anforderungen ans Profil einer Leitungspersönlichkeit verändert.